

Wie unsereiner

Predigt aus 1. Mose 3, 20 – 24

**im Taufgottesdienst am 17. Mai 2009,
im Basler Münster**

Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen

Lesung: Philipper 2, 5 – 11

www.muensterbasel.ch/sites/predigten.html

Und Adam nannte seine Frau Eva; denn sie wurde die Mutter aller, die da leben.
Und Gott der HERR machte Adam und seiner Frau Röcke von Fellen und zog sie ihnen an.

Und Gott der HERR sprach: Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich!

Da wies ihn Gott der HERR aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war. Und er trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.

1. Mose 3, 20 – 24

I

Liebe Gemeinde!

Wir sind aus dem Paradies vertrieben. Kein Weg führt zurück, keine Revolution kann uns den verlorenen Ursprung wiederbringen. Und kein Weg führt links oder rechts oder vorwärts zum Leben. Die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert versperren den Zugang zum Baum des Lebens. Wir wissen alle und wissen es doch nicht richtig, dass man „dies Fleisch nach überstandnen Plagen ins Grab wird tragen!“, wie Gryphius dichtet.

Oben im Hochchor ist es seit Jahrhunderten auf dem ersten Kapitell in Stein gemeißelt zu sehen. Der Engel hat das Schwert hoch erhoben, treibt die Stammeltern hinaus in die Mühe und Not, in die Kämpfe und Ängste dieser Welt. Dieses Schwert begleitet alles irdische Leben. Dietrich von Bern musste es schwingen im Kampf mit Löwen, Bären, Einhörern und Drachen; Pyramus und Thisbe stürzen sich in das Schwert; und erst als Abraham mit diesem Schwert seinen Sohn töten will, ergreift wieder ein Engel das Schwert – jetzt die blanke Scheide – und bringt es zur Ruhe. So erzählen die Kapitelle im Hochchor die Geschichte von uns Menschen, führen uns wunderschön, europaweit einzigartig vor Augen, was am Anfang der Bibel geschrieben steht: Wir sind aus dem Paradies vertrieben, der Cherub mit seinem Schwert versperrt uns den Weg zurück – und den Weg direkt nach vorn zum Leben. Gott selber will, dass wir so, wie wir jetzt sind, nicht zum ewigen Leben finden.

II

Denn – das ist der Grund: Wir Menschen sind geworden wie Gott und wissen, was gut und böse ist. So übersetzt Luther den entscheidenden Vers, an einer entscheidenden Stelle unpräzis. Wir erinnern uns: „Ihr werdet sein wie Gott und

wissen, was gut und böse ist“, hat die Schlange den Menschen versprochen (3, 5). Auf dieses falsche Versprechen hin haben sie gegessen von der verbotenen Frucht und haben ihre Unschuld verloren. Jetzt aber hören wir: Der Schöpfer bestätigt, dass es so gekommen ist, wie die Schlange versprochen hat, dass tatsächlich die Menschen ihm gleich geworden sind – aber eben doch nicht so, wie die Schlange es versprochen hat! Das Versprechen der Schlange war falsch, und wie jedes listig falsche Versprechen war es *fast* ganz wahr – aber eben nur fast ganz wahr.

Liebe Gemeinde, wenn jemand eine vollkommene Lüge aufischt, das ist nicht gefährlich, das erkennt jeder vernünftige Mensch sofort. Aber wenn eine Aussage im Augenblick fast ganz wahr ist, nur in einem kleinen, entscheidenden, verdeckten Detail unwahr: das ist brandgefährlich, das führt ins Unheil, in Not und Tod.

So ist es bei der ersten, der über alles Verstehen listigen Urlüge am Anfang der Bibel. Die Schlange sagt: Ihr werdet sein wie Gott und wissen. Im Hebräischen heisst es wörtlich: Ihr werdet Wissende sein. Das Wissen um Gut und Böse wird für euch zu einem festen Besitz, der euch trägt und hält. Jetzt am Ende dieser Geschichte ist es auch wirklich so – aber eben nur fast so, und in Wirklichkeit ganz anders. Gott sagt im Hebräischen (und auch in der alten griechischen Übersetzung) wörtlich: der Mensch ist geworden wie unsereiner, zu wissen, was gut und böse ist. Der Mensch ist nicht einfach ganz gottgleich, rundum und ganz, sondern nur so, wie einer, der zu Gott gehört. Und vor allem hat der Mensch das Wissen um gut und böse nicht als einen festen Besitz, sondern er ist bestimmt dazu, es ist ihm möglich gemacht, dass er das Gute und das Böse erkennt. Darum, liebe Gemeinde, kommt es schlecht und führt in grosse Not, wenn Menschen ganz sicher sind, dass sie wissen, was gut und böse ist, und aus diesem Wissen heraus ihre Urteile fällen.

Der Mensch ist geworden wie unsereiner: Was damit gemeint ist, liebe Gemeinde, erfahren wir im Neuen Testament, im Hebräerbrief. Da heisst es, im 5. Kapitel, im 8. Vers von dem einem, der ganz zu Gott gehört und ihm gleich ist, es heisst dort von Jesus: „Obwohl er Gottes Sohn war“ hat er „doch an dem, was er litt, Gehorsam gelernt“. Auch Gottes Sohn, sagt der Hebräerbrief, weiss und kann und versteht nicht alles von Anfang an. Auch er muss lernen. Und so wie er, hören wir jetzt hier im 1. Mosebuch, sind wir alle dazu bestimmt, zu werden wie dieser Eine. Wir alle müssen und können lernen, was gut und böse ist. Auch wir haben das nicht als unseren festen Besitz, wir erlangen es durch unsere Erfahrung.

III

So ist es überall. Schon im Handwerklichen! Gott, heisst es in dem wunderbaren Vers, habe Adam und seiner Frau Röcke von Fellen gemacht und angezogen. Gott ein Schneider, ein Modedesigner, ein Helfer vor dem Kleiderschrank. Gott selber legt Hand an. So lernt auch Gott, was gut und böse ist, so wie dann Jesus als Zimmermann und Baumeister Hand angelegt und in den Tücken des Alltagslebens gelernt hat, was es heisst, ein gutes Haus zu bauen. So können auch wir Menschen nur lernen, was gut und böse ist, wenn wir hineingehen in die praktischen Lebensaufgaben und die entsprechenden Erfahrungen machen. Was zum Beispiel gut und böse ist im Umgang mit den Tieren, lernt ein Bauer nicht, wenn er *nur* die Mahnungen seiner Mutter hört und auf der Landwirtschaftsschule den Prüfungsstoff lernt. Er muss mit den Tieren leben, muss in unterschiedlichen Situationen erfahren,

wie schwierig es sein kann: soll man ein Tier kastrieren, seine Hörner kunstvoll in eine bestimmte Form zwingen, und wenn eines krank ist, soll man es weiter leiden lassen und hoffen, oder soll man es töten..? Unzählige solche Fragen muss ein Bauer beantworten, und immer wieder merkt er beides: wie schwer es ist, das Gute zu erkennen, und wie wohl es tut, wenn man wirklich die Gewissheit hat und fröhlich und erleichtert sagen kann: Jetzt ist es klar, das ist das Gute!

So ist (ein anderes Beispiel) auch bei einem Wissenschaftler, der sich fragen muss, ob er ein gentechnisches Verfahren weiterentwickeln will und wie man mit überflüssigen Stammzellen umgehen soll, etc. Da ist mit ethischen Normen und moralischen Werten allein noch nicht viel getan; man muss in der Praxis um die Erkenntnis ringen und dabei lernen, wie verführerisch einfache Lösungen sind und wie befreiend es ist, wenn man am Ende doch klar weiss: das ist jetzt zwar schwierig, aber es ist gut, dafür will ich jetzt leben und meine Kräfte verbrauchen.

Bei all dem hören wir aus dem Hebräerbrief: Der Gehorsam, dass man wirklich das Gute tut, ist nie einfach und leicht. Er fordert die Bereitschaft, zu leiden, schandbare Wege zu gehen, schmerzliche Niederlagen, Enttäuschungen auf sich zu nehmen. Denn der Sohn Gottes hat selber gelernt, dem Guten Gehorsam zu sein, indem er gelitten hat. Das Gute ist nicht einfach zu erkennen – aber alle wissen wir doch im tiefsten Gewissen: So kompliziert und undurchschaubar die praktischen Aufgaben sind – dennoch ist nichts gleichgültig! In allem gibt es den Unterschied zwischen gut und böse, und wir müssen darum kämpfen und Tag für Tag darum ringen, dass wir dieses Gute erkennen und tun und Abstand halten und frei werden von dem, was böse ist. Auf diesem Weg muss mancher harte Kampf durchgestanden, manches böse Urteil erduldet werden, bis es in einem neuen Licht überwunden wird. So wie Jesus das böse Urteil seiner Richter zuerst auf sich sitzen lassen musste, so wie er zuerst als der grosse Versager, der Gotteslästerer und Feind aller Ordnung dastand, so sind wir alle dazu bestimmt, dass wir das Gute und das Böse erkennen, nicht theoretisch, durch unser eigenes Urteilen, sondern durch unsere Liebe, durch den Einsatz von unserem Leben, dadurch also, dass wir uns mit dem Guten vereinen, mit ihm und für es leiden, damit wir dann am Ende uns auf ewig an ihm freuen können – oder dass wir uns an das Böse hingeben und von ihm verschlungen werden.

Letzten Sonntag, liebe Gemeinde, haben hier im Münster unsere Konfirmandinnen und Konfirmanden gepredigt, und eine Gruppe hat uns an die beiden Jünger Petrus und Judas und ihr Schicksal erinnert. Petrus war sich ganz sicher, dass er wohl wisse, was gut und was böse ist, und dass er darum Jesus niemals verleugnen werde. Aber er hat es dann doch getan, und der Hahn hat gekräht und hat ihn daran erinnert, dass dieses Verleugnen böse war, und er hat es von Herzen bereut und hat die Vergebung gesucht und bekommen bei dem Einen, der als Einziger ganz und gar gut ist, Gott. Judas, der Verräter aber, hat ebenso erkannt, dass er das Böse getan hatte. Aber er kam von diesem Bösen nicht mehr los. Er wollte selber büßen, wollte selber wieder gut machen, wollte sich selber richten, und darum ist er unheimlich in der Macht des Bösen verfangen geblieben (Matthäus 26, 69 – 27, 5).

Was gut und böse ist, erkennen wir nicht theoretisch, aus der Ferne ethischer Prinzipien und moralischer Empörungen. Wir erkennen es nur, wenn wir an unser Werk gehen und dabei erfahren, wie das Gute gut und das Böse böse ist. So gilt es,

liebe Gemeinde, auch für die Versammlung im Anschluss an den Gottesdienst, vor der uns wohl allen bange ist. Was wirklich gut und wirklich böse ist, wird unsere Gemeinde erst ganz zu wissen bekommen, wenn die Erfahrungen da sind, und wenn wir dann in diesen Erfahrungen Jesus nachfolgen, ihm gehorsam sind, mit ihm leiden, was zu leiden ist, und dabei dann der Wunsch und der Wille nach der Gnade Gottes alles andere zurückdrängt, wie bei Petrus – oder wenn der Wunsch nach der eigenen Gerechtigkeit den Weg zur Gnade verschüttet wie bei Judas. Dieses eine können und sollen wir also alle wissen, und das verbindet uns hoffentlich alle: dass wir am Ende uns nichts Besseres wünschen können, als dass wir wie Petrus, der Fels der Kirche, aus aller eigenen Sicherheit zurückgerufen werden zu Christus und seiner Barmherzigkeit.

IV

Ihr werdet sein wie Gott und wissen, hat die Schlange versprochen. Nein, sagt der Schöpfer, das ist nicht wahr. Kein Mensch hat das Wissen um gut und böse als einen festen Besitz. Aber jeder Mensch ist dazu bestimmt, zu werden „wie unsereiner“, sagt Gott, wie Jesus, der hier im Verlaufe seines Lebens und seines Leidens den Gehorsam gelernt hat.

Darum ist es eine grosse Gnade, dass uns jetzt – Gott sei Dank! – der Weg zum ewigen Leben verborgen und versperrt ist. Gott will nicht, dass wir jetzt das ewige Leben finden. Denn stellen wir uns vor, liebe Gemeinde, wir Menschen, so wie wir sind, würden das ewige Leben erlangen. Dann gäbe es in Ewigkeit den Dünkel und Neid, die Gier und die Heuchelei, den Streit und den Zank, all das Hässliche, das uns jetzt entwürdigt. Deshalb ist es eine Gnade, dass uns der Weg zum ewigen Leben verwehrt ist und wir alle wissen, „dass man dies Fleisch nach überstandenen Plagen ins Grab wird tragen“.

Die Cherubim lagern sich vor dem Garten Eden, übersetzt Luther. Wörtlich heisst es viel schöner: sie lagern sich im Osten! Im Osten bewachen die Erzengel den Zugang zum Paradies, dort, wo die Sonne aufgegangen ist damals, als die Frauen das Grab von Jesus leer gefunden haben. Im Morgenlicht des Ostertages, am leeren Grab, hat sich der Weg zum Baum des Lebens aufgetan. Die Sonne ist aufgegangen mit dem Versprechen, dass unter einem neuen Himmel uns eine neue Erde geschenkt wird. Danach sehnen wir uns, schreibt der Apostel Paulus, „aus dieser Welt zu scheiden und bei Christus zu sein“. Aber, schreibt er dann sofort, „es ist nötiger, im Fleisch zu bleiben, um euretwillen“ (Philipper 1, 23. 24).

Bevor sich uns im Osten, über dem leeren Grab, der Weg zum Leben auftut, müssen wir hier noch unsere Erfahrungen machen, unsere Liebe verschenken, unsere Kämpfe kämpfen, unsere Enttäuschungen und unsere herzliche Freude erleben, damit wir am Ende das erlangen, wozu wir bestimmt sind: dass wir dem Einen, der von Gott gekommen ist, gleich werden, und wie er aus Erfahrung, aus Leiden, wissen, was gut und was böse ist. Möge dann endlich das Böse von uns genommen sein, ganz, und mögen wir dann vereint und ohne jeden Sprung und Schatten gut sein – so gut, wie nur einer, Gott, ist. Mögen wir am Ende wirklich so sein wie er: dass wir nicht nur wissen, was gut und böse ist, sondern dass wir selber nur noch gut sind. Amen.